

Von dieser Zeitung erscheint wöchent-  
lich eine Nummer von in der Regel  
zwei Bogen in Umschlag.—

Preis des ganzen Jahrgangs von  
52 Nummern 8 Thlr. Abonnement  
nehmen alle Postämter, Kunst- und  
Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Sechsendreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Zweiter Jahrgang.

No. 17.

Donnerstag, am 21. October.

1852.

### Ein Brief aus dem Eichsfelde.

Mein Freund!

**D**u weißt, mit welchen Empfindungen ich mich zu der Reise rüstete, die mich in einen Landesstrich führen sollte, der dem civilisirten und anspruchsvollen Preußen gleichsam das Sibirien des Russen scheint. Ich sollte nach dem Eichsfelde, — unsern Begriffen nach, ein Land tiefster Armuth, trostloser Dede, schmachlichsten Hungers! Mit den grellen Farben der Furcht malte ich mir eine kahle Steppe, eine sandige, lehmige, steinigte Wüste, zerschlagene Felder, trübselige Einöden, Jammerbilder des Hungers, bettelnde bleiche Kinder, womöglich verhungerte Menschen am Wege kauend, genug das Schrecklichste und Trübseligste, was eine lebhaft aufgeregte Phantasie erfinden kann, und was fand ich?? Ich hatte kaum die porta eichsfeldica — so heißt eine breite Spaltung der Bergketten, die das Eichsfeld in allen Richtungen umziehen und durchschneiden — passirt, so öffnete ich mit Anstrengung meine Augen, denn ich traute ihnen nicht. Liebliche Auen, schattige Wälder, breite Fel-

der — hügelauflauf und hügelab freilich und nicht so fruchtschwer, wie der Magdeburger Bördeacker — hübsche, freundliche Dörfer, lachende, fröhliche Menschen in einfacher Reinlichkeit, das Alles wechselte im schnellsten Laufe und mein Herz erweiterte sich daran! Mag es sein, daß tiefer hinein in dies verschriene Land sich drückendere Armuth findet; mag es sein, daß die süße milde Sommerluft die Thränen, wie den überflüssigen Regen, getrocknet hatte; mag es sein, daß der Jammer und die Noth sich scheu in den Winkel verborgen hält; mag es sein, daß momentan eine Mißernte den armen Bewohnern Trauer, Leid und Entsagung bereiten kann, das Land, welches man Eichsfeld nennt, verdient doch nimmermehr den Ausdruck des tieftraurigen Mitleidens, womit man es zu nennen gewohnt ist. Gott segne dies Fleckchen Erde! Es ist ein lieblicher, ruhiger, idyllischer Winkel der Welt, wohin sich sorgenvolle Gemüther flüchten mögen, um die Verletzungen zu vergessen, die im Wirbel des Ehrgeizes und der Eitelkeit unausbleiblich geschlagen werden. Ich will damit nicht sagen, daß hier ein Asyl aufgefunden sei, wohin Arranganz und Convenienz nicht zu dringen vermögen, allein diese nisten in den Städten mit ihren Coteries, in den

Schlössern mit allen aristokratischen Gewohnheiten — das Land, die Dörfer sind noch unberührt von ihrem vergiftenden Athem, denn die Reiseruth hat in diesen Urwäldern weder Weg, noch Steg gebahnt. Noch überschwemmen nicht blasirte Großstädter die Hütten, um in seiner Gemeinschaft, mit allen mitgebrachten steifen Formen das Landleben zu genießen, sich der freien Luft zu exponiren und die warmen Sonnenstrahlen in ihren kalten Herzen zu sammeln. Der Fuß des Wanderers betritt noch Pfade, wohin die Mode ihr Reich noch nicht verpflanzt hat. Handel und Industrie liegen noch im ersten Stadium ihrer anderwärts errungenen Größe — der Nachbar tauscht seine gewonnenen Früchte mit denen der Nachbarn nach Bedürfniß, ohne des Geldes, das knapp und selten ist, dabei zu gebrauchen. Unter den uralten Buchen des Dhmgebirges ruht noch unberührt das welke Laub vergangener Jahre und erzählt mit seinem gespenstischen Rascheln von der Friedlichkeit seines frühern Lebens. Herzliche und laute Worte der Freude sind unter den grünen Hallen dieser stattlichen Bäume noch nicht verpönt! — Es wäre dem Lande zu gönnen, daß es Mode würde, die Hütten des Eichsfeldes aufzusuchen um den Balsam frischer und unverkünstelter Ländlichkeit in die kränkenden Herzen der Weikinder zu gießen, es wäre der Armuth eine Abhilfe, wenn der geringe Ueberfluß ihrer Ernten im Lande verconsumirt würde, da er des Ausführens nicht werth ist, es wäre der stumpfsinnigen Arbeitsamkeit ein Sporn, für mehr zu sorgen und der stupiden Versunkenheit ein Hebel aus dem trägen Schlendrian, allein frage ich mich, ob es zu wünschen wäre, — ob die Abhilfe nicht der stilltraurigen Genügsamkeit der Bewohner ein Ziel setzte, ohne den Jammer der momentanen Entbehrung ganz heben zu können, ob nicht die Ueberschwemmung des lieblichen Erdenwinkels in den Plagen, Fehlern und Schwächen, denen andere Landesstriche ungestraft ausgesetzt werden dürfen, hundertfach mehr Elend und Jammer entwickeln würden, so wünsche ich von Herzen, daß die Reisesucht und die modische Sommersaison auf ewig fern bleibe von dem frischen, reizenden Eden, das sich in den Thälern des Dhmgebirges versteckt.

Du forderst einen Bericht von mir, mein Freund, einen Bericht, worüber? Soll ich Dir

die Tracht der Eichsfelder schildern? Sie ist bisweilen possirlich, so weit es die Frauen betrifft. Die Männer sieht man nur in der reinlichen, hellblauen Blouse, welche Dir in jedem Eichsfelder Fuhrmann das Modell liefert. Die Frauen tragen selbst in der fürchterlichsten Sonnenhize einen kurzen Mantel in Radform geschnitten, mit einer dicken Halskrause von demselben Zeuge, die einen Pelzkragen von ansehnlicher Stärke hinlänglich zu ersetzen im Stande ist. Einige Dörfer, namentlich katholische, schreiben ihren Frauen einen Koppsuß vor, der einer Grenadiermütze ähnlicher ist, als sonst etwas. Außerdem finden sich wenig außergewöhnliche Bekleidungen. Im allgemeinen herrscht Sauberkeit und Reinlichkeit vor und der Umstand, daß Alles aus selbstgesponnenem und selbstgewebten Zeuge besteht, verhindert die armuthverrathende Zusammenflückerei. Zerlumpte Leute habe ich gar nicht bemerkt. Die langsame Thätigkeit, wozu der kältere Himmelsstrich ihnen Veranlassung giebt, läßt jeder Hausfrau Zeit, ihre innerliche Häuslichkeit gehörig zu besorgen. In diesem Umstande mag es auch liegen, daß die Hütten und Häuser gut erhalten aussehen. Wer Zeit hat, einen kleinen Schaden zu bessern, der vermeidet dadurch die kostspielige unerschwingliche Reparatur des Großer gewordenen. Das Klima äußert immer einen Einfluß auf den Charakter der Bevölkerung — hier hat sich eine ruhige Abgeschlossenheit ausgebildet. Es findet sich kein Hasten und kein Jagen — bergan kann Niemand gallopiren — der Eingeborne weiß, daß nur Gottes Schutz seine Arbeit segnen kann, deshalb wartet er gelassen der Dinge, die da kommen.

Ein vorherrschender Zug der Eichsfelder soll eine offenartig zärtliche Liebe für ihre Kinder sein, doch habe ich nicht Gelegenheit gehabt, dies selbst zu prüfen, es müßte mir denn die unermüdliche Geduld dafür gelten, womit ich die Mütter ihre Kleinen bergauf und bergab mit sich schleppen sah. Sollte ich ein Prädikat für den allgemeinen Charakter der Eichsfelder aufstellen, so würde ich ihnen mehr eine unermüdliche und geduldige Gelassenheit, als eine energische Beharrlichkeit zuschreiben.

Ich gehe nun zu den speciellen Eindrücken über, die meine Reise und mein Aufenthalt in

Worbis, einem kleinen Städtchen dicht am Plateau des Ohmberges, mit sich führte. Die ersten Tage vergingen mir im Erstaunen über die ungeahnte Lieblichkeit des Districtes, die mir bei meinen gelegentlichen Promenaden aufstießen, dann bildeten sich unter uns kleine Geselligkeiten und in ihnen wurden Pläne zu Ausflügen gemacht, wovon man mir, bei meinem regen Sinne für Naturschönheit, bedeutende Ausbeute versprach.

Was mir in Gesellschaft Freude bereiten konnte, das gewann nach meiner Denkungsart den Anstrich von Entzückung, wenn ich es allein genoß. Ich bin nie ein Freund der Leiterwagenpartien gewesen, wozu Jeder sein Quantum Schwaaere und sein Partionchen Witz und Laune mitbringt. Ein kleiner Kreis von seelen- und gemüthsverwandten Menschen, mag er dann auf Leiterwagen oder in Equipagen sich zusammentreffen, ist mir lieber, als die zusammengewürfelte Elite einer kleinen Stadt. Als unsere Gesellschaft sich noch rüstete zum Ausfluge, da war ich schon mitten auf der glatten, weißen Chaussee, die zu dem Dörschen Winzingerode hinabführte. Winzingerode war mir als der Mittelpunkt einer reizenden Gegend genannt, also erwartete ich etwas Hübsches. Eine warme, stille, frische Luft umwehte mich, als ich langsam hinabstieg. Rechts heben sich nach und nach felsartige Waldhöhen, aber der Einblick in das Thal, — wohin ich bei statem Bergabsteigen doch nothwendig kommen mußte, war mir noch immer verschränkt. Die felsigen Bergkanten neben mir mehrten sich, sie nahmen einen pittoresken Charakter an. Ein Mädchen im unvermeidlichen Radmantel, welche mir entgegenstieg, vertraute mir, mit schelmischer Verwunderung über meine Unwissenheit, daß das ja der Kanstein sei! Der Kanstein erschien mir gar nicht übel. Ich umging ihn mit Aufmerksamkeit bei der Bindung der Chaussee und als ich wieder vor mich blickte, da lag ein Eden, ein wahres kleines Paradies vor mir. Ueberwältigt von dem ungeahneten Anblicke blieb ich stehen. — Ich bin noch oft, recht oft während der Zeit meiner Streifereien, durch diese kleine Welt voll zauberhafter Idylle überwältigt, stehen geblieben, lieber Freund! Laß mich versuchen, Dir das Rundgemälde zu verdeutlichen, wie es vor mir lag.

In der Tiefe ruhte das Dorf, freundlich und

lieblich von Bäumen umgeben. Dort zu wohnen in friedlicher Stille mit ruhig gewordenem Herzen und eingeschlafenen Wünschen und vergangenen Hoffnungen! war mein erster Gedanke. — Ein Kranz von Bergen schließt das Dorf ab von aller Welt im Hintergrunde, rechts zieht sich der Kanstein bis zu demselben heran, links öffnet sich das Thal etwas weiter, um sich dann in sanftgeschwungenen Abhängen, die sich wieder in höher gelegnen Waldkuppen enden, zu schließen. Wie eine Mahnung an alte Macht und Herrschaft steht unmittelbar oberhalb des Dorfes, in ganz beträchtlicher Höhe ein Schloß, nach architektonischer Ansicht weder schön, noch prächtig, weder großartig noch blendend. Aber sein Anblick auf dieser Höhe unter dieser Umgebung, dominirend zwischen reizvollen Bergwaldungen, war wahrhaft entzückend.

„Wie heißt das Schloß!“ fragte ich fast heftig einen Mann, dessen blauer Leinwandkittel den Eingebornen verrieth. Der Mann stand still und sah mich mit ungeheucheltem Erstaunen an.

„Das da?“ fragte er, vergnügt auf das Schloß weisend. „Nu —? das ist der Bodenstein!“

„Wem gehört es?“ fragte ich weiter, im Stillen den Eigenthümer schon beneidend. Die Miene des Blaukittels drückte unsägliche Bewunderung aus, daß es Menschen geben könne, die nicht wüßten, wem Bodenstein gehöre. Es geht den Bornehmen der Provinz auch so, daß sie in gelindes Erstaunen gerathen, wenn man sie auf ihrer geträumten Höhe nicht kennt.

„Nu? das gehört ja dem Herrn Grafen von Winzingerode?“ antwortete der Blaukittel endlich mit verschmitztem Lachen über meine entsetzensvolle Dummheit.

„Der wohnt dort oben, der Glückliche?“ fragte ich.

„Ja freilich im Sommer, wo's schön hier ist,“ referirte der Mann, mit allen Anzeichen gefälliger Wichtigkeit. „Aber im Winter wohnt Excellenz in Göttingen.“

„Excellenz?“ war er General oder Minister?“

„Minister — Minister in Württemberg,“ beschied er mich wohlgefällig. „Der Herr Graf ist aber abgegangen und lebt jetzt, geruhig seine alten Tage genießend, halb hier, halb dort in Göttingen.“

Er hat einen Sohn, der ist die Freude seines Alters — ein lieber ein prächtiger Mensch — ja!"

„Wenn Eure Excellenz alt ist," warf ich lachend ein, „so muß der Sohn wohl nicht jung mehr sein?"

„Doch, er ist jung, erst achtzehn Jahr — sein Geburtstag war neulich. Herr Gott, was haben sie von oben herunter geböllert! Der Graf hat viel Malheur im Leben gehabt — wir denken, der junge Graf Wilkow soll es ihm vergessen machen. Gehen Sie doch hinauf und sehen Sie sich das Schloß mal an — der Graf erlaubt's schon. Es soll dort viel zu sehen sein, hat man mir gesagt. —

„Alterthümliches?" fragte ich zerstreut dazwischen.

„Nun alt mag's wohl sein, denn es stammt noch Alles vom alten Grafen, der in die achtzig Jahre alt geworden ist. Ich war ein kleiner Junge, als der gestorben ist, aber man hat mir gesagt, daß er's verstanden hätte, Geld auszugeben. Immer offene Tafel und dabei gern gesehen von der hessischen Landgräfin, — die hat ihm aber Raritäten genug geschenkt für eine Gastfreundschaft, sagt man. Gehen Sie nur hinauf — es ist zwar ein Stückel in die Höhe, aber's belohnt sich schon!"

Der Mann grüßte und ging. Ich versank in Träumereien, wozu mir die wenigen Notizen des Eichsfelders Veranlassung gaben. Vor meiner Phantasie stieg wieder, wie schon oft, die Unantastbarkeit der sogenannten Stammfamilien auf. Sah ich nicht hier, gleichsam thronend in seiner Isolation, die Wohnung eines Mannes, welcher durch Sitz und Stimme über der Gewöhnlichkeit des Volksdaseins stand, der aber den Frieden seiner letzten Tage im Schooße der Natur, unter den Augen eines friedlichen Volkes suchte. Du weißt, ich respectire den Adel nirgends, wenn er nicht mit Bildung und Sitte gepaart und ohne Ueberhebung in der Welt repräsentirt wird, allein ich fühle, daß es in der Natur der Sache liegt, wenn die Aristokratie im Bewußtsein ihrer Abstammung eine gewisse Bollgenügsamkeit entwickelt. Wer sich von dieser Selbstzufriedenheit nicht verführen lassen will, der bleibe fern von den Zirkeln der Adlichen. Uebrigens

ist der Stolz der Abstammung sich überall gleich. Es ist mir öfter als ein Mal im Leben vorgekommen, daß alte Fräulein aus dem Bürgerstande als Töchter von höhern Beamten Miene machten eine Stellung zu usurpiren. Glücklicherweise ist die Welt gar nicht geneigt, alten Fräulein, ob adelicher oder bürgerlicher Herkunft, eine Stelle einzuräumen — sie zählen immer als Null, reduciren sich dadurch auf Anhängsel, die nur auf Duldung Anspruch zu machen haben. Aber verzeihe, mein Freund, die triviale Abschweifung meiner Phantasie.

Ich bestieg für diesmal nicht den Bodenstein, sondern den benachbarten Berg „Kranzberg" genannt, wohin die Leiterwagengesellschaft mit ihrem Proviant sich dirigiren wollte. Wie sie ihre Fahrt eigentlich bewerkstelligt haben, das weiß ich nicht. Auf dem Wege, den ich mit der Geschicklichkeit einer Kaze hinaufzuklettern gezwungen war, kann weder Roß noch Wagen hinauf. Ja, wahrlich, der Eichsfelder hat Recht, wenn er in seiner Mundart dergleichen Passagen „an Stücker in die Höhe" benannt. Aber wie zauberisch wild und romantisch sind diese kaum sichtbaren, steilen Pfade zwischen den hohen Buchen und dem frischgrünen Haselgebüsch. Hier auf dem Wege zur Kranzberger Höhe kam mir auch zum ersten Male ein Ueberbleibsel der greulichen Gewitter- und Regengüsse zu Gesicht, von denen die Zeitungen voll waren. Felsenstücke von beträchtlicher Größe, vereint mit einem entsetzlichen Gewirre von großem und kleinen Geröll, Sträuchern und jungen Bäumen, füllten den Grund eines kleinen Abhanges. Das Wasser mußte rasend geströmt sein; seine Bahn war in den Felsenstreifen noch sichtbar und das jetzt trockene, wunderbar formirte Bett eines Bergquelles zeigte die Spuren gewaltsamer Fluten im ganz unbewachten, zerrissenen Rande. Schade, daß in diesem, rein aus übereinander liegenden Schiefersteinplatten bestehenden Bett kein Wasser floß. Sein sturzähnlicher Lauf mußte den wilden Reiz der todtenhaft stillen Waldung erhöht haben.

Die weite Aussicht von dem Plateau des Kranzberges belohnte mich für das mühselige Steigen, allein die wahre Würze solcher weiten Ausichten beruht immer in der Kenntniß der Gegenstände, welche

am Horizonte lagern, deshalb begnügte ich mich, schweigend das reizende Dörfchen Winzingerode, welches in winziger Miniatur tief unter mir lag, das Bodensteiner Schloß, das sich demüthig vor der Kranzberghöhe neigte und die nahen Thalschluchten so lange zu betrachten, bis meine Gesellschaft eintraf und mit ein bewandter Mann die Horizontbildungen zu erklären vermochte. Da fand sich denn der Scharfenstein, ein Theil des Harzes, namentlich der Brocken mit seinem Gebäude, ein Theil des Thüringerwaldes, (mehrere Höhen ganz deutlich,) die Göttinger Gleichen, der Meißner und so weiter, dazu, unter uns im Thale, eine Menge reizender Dörfer, die wie Bijouterie erschienen. — Du siehst, man hat nicht Ursache, das Eichsfeld wie ein Sibirien zu betrachten. Was sind die Flächen mit ihrer furchtbaren Erde gegen ein solches „Stückle in die Höhe!“ Welche Freiheit durchströmt unsern Geist, welche Heiterkeit unser Gemüth, welche Frische unsere Seele, wenn wir armen Flächenbewohner aus der staubigen und dunstigen Atmosphäre in den idyllischen Raum einer solchen Bergwelt treten.

Daß uns der Bewohner des Eichsfeldes arm erscheinen muß, wenn wir ihn in Rücksicht auf unsere Arbeiterklassen mit ihrem täglichen Verdienste betrachten, das ist natürlich, denn der Eichsfelder hat kein Geld — verdient nichts. — Seine Scholle Steinacker nährt ihn, sein Fleiß kleidet ihn. — Er ist abgeschieden von der Welt, die in dampfender Industrie vorwärts eilt und die Mittheilungen rückkehrender Arbeiter sind ihm kalifornische Märchen, welche seine Verwunderung, aber nicht seinen Neid erwecken. Die Eichsfelderinnen verfallen eher in ein gewisses Stadium von Mißgunst, die sie zu einem lamentablen Ton verführt und die Vorzüge ihrer einfachen Lebensweise heruntersetzt. Der Mann des Eichsfeldes ist zufrieden, wenn er nur nicht hungern und frieren muß — die Frau möchte ihre Kost mit Schmant (Sahne) würzen und den Kaffeetopf im warmen Ofen haben. Sie hat keinen Maßstab für den Werth des Silbers und Goldes, deshalb liegen Schätze dieser Art sicher vor ihren Händen, während der Kaffee und die Butter gewiß unrettbar ihrem Angriff verfallen wären. Man kann dreist das Haus im Eichsfelde auflassen, muß aber die

Speisekammer ganz gewiß fest verschließen. Ihre Lusternheit läßt sie kräftige Speisen, wie gekochtes Fleisch und Gemüse, mißachten, während sie Puffert (in Rübol gebackene Kartoffeleierkuchen), saure Milch, Eichorienkaffee, als Himmelsgenüsse betrachten.

Nach diesen Beobachtungen wirst Du meine Furcht gerechtfertigt finden, daß diese Einwirkungen von außen sehr bald die schlummernde Schwäche in Fehler verwandeln könnten und daß es trauriger noch werden würde, wenn der gelegentlichen Noth nicht völlig abgeholfen werden kann.

Nächstens mehr, mein Freund, wenn es sonst Dein Interesse erregt hat.

### Eine Frau wie fast alle Frauen.

(Fortsetzung.)

6.



Nach Leons Abreise lebte Hedwig zurückgezogen von der Welt; sie brachte ihre Tage in Wanda's Gesellschaft hin, sie lasen zusammen, trieben Musik, oder machten Promenaden in die Umgebungen Warschau's.

Eines Abends machten sie eine Partie nach Natolin, und fuhren, in einer von schönen, raschen Pferden, die Leon Hedwig zurückgelassen hatte, gezogenen Kalesche. Die Kasse eilten im Fluge dahin, und Hedwig war vergnügt, sich so fortgetragen zu sehen. Plötzlich parirt der Kutscher gewaltsam die Pferde, und Hedwig erblickt am Boden ein kleines Mädchen, das mehr erschrocken, als von den Pferden beschädigt war, sie steigt aus dem Wagen, nähert sich dem Kinde, und liebkost dasselbe, um es zu beruhigen.

„Lassen Sie mich,“ sprach das Kind, „ich muß das Geld suchen, das unter die Füße der Pferde gefallen ist.“

„Geh' ihnen nicht nahe, liebe Kleine, Du erschreckst mich,“ sagte Hedwig.

„Ach! Sie wissen nicht, daß das Geld für meine arme Mutter ist, und daß unser guter Engel mir dasselbe gegeben.“

„Ich werde Dir mehr geben, als Du ver-

loren hast; sage mir aber, wo Deine Mutter wohnt, ich werde Dich zu ihr bringen."

„Oh meine Mutter wohnt sehr weit, sehr weit, auf der Straße von Czerniakow.“

Hedwig nahm das Kind in den Wagen und befahl dem Kutscher nach der bezeichneten Straße zu fahren. Unter Weges erzählte die Kleine auf Hedwigs Befragen, daß ihre Mutter eine Wittwe und so arm sei, daß der Hauseigenthümer sie wegen Nichtbezahlung der Miethe aus der Wohnung gestoßen, die Hausgeräthschaften aber als Unterpfind zurückbehalten habe. „Seit sechs Monaten,“ fügte sie hinzu, „wohnen wir in einem Zimmer; die Mutter stückte Tag und Nacht, um uns Brod geben zu können, wurde aber krank und wäre ohne die Hilfe eines schönen jungen Herrn gestorben; das ist unser guter Engel, er sorgt für meine Mutter, er hat ihr das Leben erhalten und er gibt uns Geld zur Anschaffung der nöthigen Bedürfnisse. Ich kam jetzt von dem Herrn, er war ausgegangen, hatte aber das für uns bestimmte Geld zurückgelassen. Ach! wenn Sie wüßten, welche schöne Gemälde er hat. O! er malt sehr hübsch und bläst die Flöte so schön, daß ich ihm niemals genug zuhören kann.“

Wanda und Hedwig sahen sich an, sie glaubten ihren Unbekannten zu erkennen.

„Hier ist unsere Wohnung,“ rief das Kind, und der Wagen hielt vor einer ärmlichen Hütte.

Die Kleine führte die Damen in ein Zimmer, das den Stempel des Elends an sich trug. Zwei Strohstühle, ein wurmstichiger Tisch, ein Sticklein waren das einzige Möblement, und in einem ärmlichen Bette lag die Kranke. Neben dem Bette stand ein elegant gekleideter junger Mann und reichte der Kranken Thee.

„Mutter, Mutter,“ rief die Kleine, „ich bringe Dir eine Dame, die uns viel mehr Geld geben wird, als ich verloren habe, obgleich das schon sehr viel war.“

Der junge Mann wendete sich nach den eintretenden Damen um, und in seinen Zügen malte sich plötzlich ein Ausdruck der Freude. Hedwig näherte sich, nachdem sie den jungen Mann begrüßt hatte, der Kranken und erzählte ihr den Zufall mit dem Kinde. Die arme Mutter schloß ihr Kind gerührt in die Arme und sprach: „warum gehst

Du mitten im Wege? ich hab' es Dir immer verboten.“

„Ach! Mutter, ich lief so schnell, weil ich Dich allein glaubte, denn der Herr hatte ja gesagt, er würde heute nicht kommen.“

„Ich wollte auch wirklich nicht kommen; da ich aber einen freien Augenblick hatte, so hab' ich ihn benützt.“ Darauf verneigte sich der junge Mann ehrfurchtsvoll und ging aus dem Zimmer. Als er an Hedwig vorüber schritt, warf er ihr einen flehenden Blick zu, der zu sagen schien: „Frage nicht, wer ich bin.“ Hedwig hatte aber dessenungeachtet nichts Eiligeres zu thun, als sich nach dem jungen Manne zu erkundigen, denn in seinen Zügen lagen jene Reize, die die Seele und die Sinne fesseln; in seinen blauen Augen malte sich Güte, Sanftmuth und alle jene zarten Regungen und Gefühle der Seele und des Herzens; die freie Stirn zeugte von einem gebildeten Verstande; alle Züge seines Gesichts trugen den Stempel mächtiger Leidenschaften und des Muthes, der den Mann adelt.

Hedwig erkundigte sich, wie schon gesagt wurde, bei der Kranken; diese aber erwiderte: „ich weiß den Namen des jungen Mannes nicht; Alles, was ich sagen kann, ist, daß ihn Gott zu meiner Hilfe gesendet hat. Es sind nun einige Monate her, als der Fremde meine kleine Marie weinen sah; er fragte sie, was ihr fehle, und das Kind erzählte ihm, daß ich sehr krank sei und kein Brod habe, um ihm welches geben zu können. Da kam der Fremde hierher, überzeugte sich von meinem Elende, holte dann einen Arzt und wachte sogar bei mir; so lange ich in Gefahr war, brachte er die Nächte an meinem Lager zu. Sie können sich keine Vorstellung von der Sorgfalt machen, die er für mich verwendete; das ist mehr als Mitleid, es ist die Güte des Engels. Wenn er nicht selbst kommen kann, dann muß meine Marie zu ihm kommen, und er gibt ihr so viel Geld, als ich nöthig habe. Seine Wohlthaten sind von unschätzbarem Werthe, denn ich vermuthete, daß er nicht reich ist; man hat mir erzählt, daß er vom Porträtmalerey lebe, und dennoch theilt er das Wenige, was er erwirbt, mit den Unglücklichen.“

Um ihre Thränen zu verbergen, liebte Hedwig die kleine Marie, während die Kranke sprach; dann fragte sie dieselbe, wo ihr Wohlthäter wohne.

„In der Strafe, wo Sie mich gefunden haben,“ antwortete Maria statt ihrer Mutter, „ganz nahe an dem Plaze der drei goldenen Kreuze, in einem hübschen Hause mit grünen Fensterladen; gegenüber ist ein großes Haus mit einem Balkon, auf dem Blumen stehen.“

Hedwig ergriff die Hand ihrer Freundin und flüsterte ihr zu: „hab' ich Dir nicht gesagt, daß diese liebliche Musik von einer schönen Seele kommen müsse!“

Als Hedwig sich entfernte, ließ sie der Kranken ihre Börse zurück, der kleinen Marie aber gab sie zum Andenken einen Rosenzweig, der ihren Hut schmückte. „Wenn ich wiederkomme, werd' ich Dir ein Kleid und einen hübschen Hut mitbringen,“ sagte sie zu der Kleinen, indem sie dieselbe in ihre Arme schloß.

Das Kind war überglücklich, sprang, tanzte, küßte Hedwigs Hände und sah sie mit jenem kindischen Blick an, der so treu die ungetrübte Freude ausdrückt ... Plötzlich rief die Kleine: „ach! ich weiß, was ich mit den schönen Rosen machen werde, ich werde sie dem Herrn geben, der so gut gegen uns gewesen ist und noch keine Belohnung erhalten hat.“

Hedwig schloß das Mädchen noch einmal in ihre Arme, aber mit einer andern Empfindung, als die der Freude über eine gute Handlung.

Die beiden Freundinnen verließen die Hütte mit dem Versprechen, die Kranke nicht zu vergessen.

In ihrer Wohnung angekommen, zog sich Hedwig auf ihr Zimmer zurück; sie fühlte das Bedürfnis, allein zu sein, um ihren Gedanken nachzuhängen, mit ihren Erinnerungen sich zu beschäftigen. Da drangen Töne, lieblich und sanft, wie ein Liebeseufzer, zu ihren Ohren: sie kamen von ihm, es waren die melodischen Töne seiner Flöte; und die arme Hedwig, deren Muth schon so tief gesunken war, die auf ein Leben ohne Liebe schon Verzicht geleistet hatte, fühlte ihres Herzens Wünsche wieder erwachen, und dachte nicht mehr an die Vergangenheit. Die Liebe ersetzt lange Erinnerungen wie durch Zauberei. Jede andere Art der Zuneigung bedarf der Vergangenheit. Die Liebe erschafft, wie durch Zauber, eine Vergangenheit, mit der sie uns umgibt; sie erfüllt uns, so zu sagen, mit dem Bewußtsein, als hätten wir schon lange Jahre mit

einem Wesen gelebt, das vor wenigen Augenblicken noch uns gänzlich fremd war. Die Liebe ist nur ein leuchtender Punkt, und doch scheint sie die Zeit zu beherrschen; so lange sie aber besteht, verbreitet sie ihr Licht sowohl über den ihr vorhergegangenen Zeitraum, als auch über den, der ihr folgen soll.

Ihr werdet sagen, Hedwig sei ein Phantasiegemälde, aber Ihr irrt, sie ist aus dem Leben gegriffen. Die Einbildungskraft der Frauen leitet sie irre, und im Allgemeinen täuschen sie weniger, als sie selbst getäuscht werden. Das Bedürfnis, der Einförmigkeit ihres Daseins sich zu entledigen, läßt sie Sorgen annehmen, die nicht ihr Herz entzücken, sondern ihre Einbildungskraft erregen. Die Frauen leben nur in der Gemüthsbewegung und trachten um jeden Preis mit dem Herzen oder dem Verstande nach ihr. Hedwig, die mehr Weib war, als alle Weiber, glaubte oftmals zu lieben ... Sie wird lieben, und wir werden sie beklagen!

## 7.

Nach den vorhin beschriebenen Begebenheiten wurde Hedwig fromm, oder vielmehr ihre Frömmig-wurde thätiger, inbrünstiger. Sie betete, flehte zu Gott um den Trost, um die Ruhe, welche sie von dieser Welt nicht mehr erwartete. Sie hörte täglich die Messe in der Kirche des heiligen Johannes. Als sie eines Tages in der Kapelle der heiligen Jungfrau auf den Knien lag bemerkte sie einen jungen Mann, der in tiefe Betrachtungen versunken zu sein schien; ein Lichtstrahl beleuchtete sein Gesicht und verlieh seinen Zügen einen engelgleichen Ausdruck; er war schön wie ein Begeisterter! der Himmel und seine Freuden und seine unendliche Liebe schienen sich seiner Seele bemächtigt zu haben! Hedwig ließ mit Entzücken ihre Blicke auf ihm ruhen: sie hatte den Wohlthäter der armen Kranken erkannt. In dem Augenblicke, als er die Kapelle verlassen wollte, wurde er Hedwig gewahr, und in seinen Zügen malte sich die Freude, die er bei ihrem Anblick empfand; er hatte zu Gott darum gefleht, und fand sie in seiner Nähe. Es war die heilige Vergeltung seines Glaubens und seines Vertrauens!

Er redete Hedwig nicht an, denn er liebte sie zu sehr; Worte würden seine erhabenen Regungen

verdunkelt haben; Worte vermögen nicht auszudrücken, was die Seele empfindet.

Als er hinausgegangen war, wollte Hedwig noch beten, um von Gott die Kraft und den Willen, ihn zu vergessen, zu flehen. Ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Die ideale Liebe, deren Typus in ihrer Seele sich befand, war realisiert; alle die trügerischen Regungen, alle die vornehmen Empfindungen, alle die Illusionen, welche die Welt Glück nennt, waren durch eine reine Liebe übertroffen, geläutert; sie liebte, ihre Seele hatte eine andere gleichgestimmte Seele gefunden. Liebe ohne Gegenliebe ist keine Liebe.

Wanda hatte bald die Unruhe bemerkt, welche sich der Freundin nach der Begegnung in der Kirche bemächtigt hatte; aber sie wagte es nicht, dieselbe darüber zu befragen.

Hedwig besuchte oft die arme Kranke, allein sie fand dort nicht, was sie erwartete; er schien ihr auszuweichen, und als Marie eines Tages Hedwig erblickte, rief sie ihr zu: „der Herr ist diesen Morgen sehr früh hier gewesen, hat aber nur einen Augenblick verweilt. Ach! er ist so gut, so gut wie Sie; ich bete auch für sie beide zu Gott.“

„Es ist aus,“ sprach Hedwig, „ich werd' ihn nicht mehr wiedersehen, er geht nicht mehr zu derselben Stunde in die Kirche, wie ich, seine Fenster sind immer sorgfältig verschlossen, er will, daß ich ihn vergesse; auch jene so süße Musik vernehm' ich nicht mehr, werde sie nie mehr vernehmen.“

Zeit und Entfernung hatten Leons Leidenschaft nicht vermindert, er schrieb häufig an Hedwig: „ich denke nur an Sie,“ sagte er in einem Briefe, „ich verschönere Ihre Wohnung, ich will, daß Alles, was Sie umgibt, Ihren Augen gefalle, ich möchte ein Glück erfinden, um es Ihnen zu geben, ich möchte ein Himmelreich für Sie erschaffen.“ Leons Briefe zerrissen Hedwigs Herz. Wanda folgte Schritt für Schritt den Leiden ihrer Freundin; sie hatte Alles begriffen, Alles errathen, und suchte sie zu zerstreuen, da sie ihr keinen Trost geben konnte. Sie nöthigte Hedwig unter allerlei Vorwänden in Gesellschaft zu gehen, die Promenade und das Schauspiel zu besuchen. Sie rechnete noch immer auf die Leichtfertigkeit, als ob die Liebe dem

Leben nicht eine andere Form gäbe, als ob wahre, undeflekte Liebe nicht eine neue Seele erschüfe!

Als die Kunstausstellungen eröffnet wurden, geleitete Wanda die Freundin dorthin. Der Wett-eifer der vaterländischen Künstler war niemals größer gewesen. Polen, so rühmlich bekannt durch die Tapferkeit seiner Söhne, wollte Europa zeigen, daß es auch Künstler besitze. Hedwig, die ihr Vaterland so liebte, hatte nicht die Kraft es zu bewundern, sie blieb kalt und unempfindlich vor seinen Meisterwerken. . . Doch ein Genrebild fesselte ihren Blick, sie stieß einen Schrei des Entzückens aus! Das Gemälde stellte das Innere einer Hütte vor; im Hintergrunde sah man eine bettlägerige Frau; neben ihr befanden sich zwei junge Damen und ein Kind, welchem die eine von ihnen ein Rosenbouquet reichte. Diese Gruppe war reizend; dies kleine Gemälde war ein Gedicht.

Die beiden Freundinnen betrachteten es mit stummen Entzücken. Hedwigs Augen füllten sich mit Thränen. Sie verbarg dieselben nicht vor ihrer Freundin und machte ihr dadurch ein stummes Geständniß. Wanda drückte ihr die Hand und sie verließen den Saal.

Des Abends ließen sich die Töne der Flöte vernehmen, sie drückten Zufriedenheit der Melancholie aus.

(Schluß folgt.)

## Wenceslawa.

(Fortsetzung.)



des himmlischen Verdienstes!“ rief das Mädchen unerschrocken aus. „Damit es nicht plötzlich sterbe, habt Ihr es mit verderblicher, schmerzvoller Arznei zum Tode vorbereitet. O Markgraf, daß Ihr in Eurem Alter die Erfahrung noch nicht erlangt habt! Wenn durch einen Wolf die Nachricht verbreitet wird, daß die Heerde ohne Hirt, und eine gelegene Zeit zum Raube ist: da rotten sich mehrere Wölfe zusammen, und alle wollen den hungerwüthigen Schlund auf eine Woche sättigen. So auch der schwarze Heinrich, Breslaus Herzog,



der gefräßige Wolf, übergenährt von Stakar, der schon das feste Kladrau verschlungen, und nun Tag und Nacht darüber brütet, wie er eines Morgens seine weitreichenden Hände in der Elbe gelben Fluten waschen könne.“

„Still, Mädchen!“ rief Otto, „Dein Auge ist allsehend! Das hast Du in der verschlossenen Seele Wilibalds gelesen; nur die Ahnung dessen habe ich; es ist kein Einverständnis zwischen mir und Heinrich von Breslau, und so wahr Gott lebt, der Ewige! wird nie eines zwischen uns bestehen!“

„O, dieser ruchlose Wilibald!“ fuhr Wenceslawa mit ängstlichem Eifer fort, „dieser Verräther Eures Namens, Eures Herzens, Eurer Würde! Ist Euch sein Aeußeres nicht hinreichend, o so bemächtigt Euch seiner Schriften, und durch diese blickt in seine schwarze, arglistige Brust. Er ist die scharfzähniqe Hyder, welche das Band Eures einst so festen guten Rufes Strang für Strang zerfrisst, er ist der verführerische Dämon, der Skorpion, der von einem Sumpfe ausgespien, Euch vom rechten Wege ab, an den Rand einer bodenlosen Kluft verlockt!“

„An des Abgrunds Rand den Otto von Brandenburg?“ strafte der Markgraf mit stolzer Frage Wenceslawa.

„Ihr steht schon darüber Markgraf, und der Schwindel droht Euren umnachteten Kopf zu erfassen. Oder wundert Ihr Euch vielleicht, daß die Verzweiflung der bis zum Tode gemarterten Böhmen auflodert?“

„Strafen werd' ich sie wie Empörer!“ rief Otto herrisch. „Ich bin doch ihr Herr und Regent!“

„O bedenkt, Herr! daß wir einen gerechten Richter auf Erden haben“ —

„Kaiser und wieder Kaiser! Glaubst Du, daß ich vor ihm, wie das Kind vor der Ruthe, zittere? Sein Scepter ist kein Tigerzahn!“

„Keines Tigers, sondern eines Löwen Zahn! Ein flammendes Schwert in der Hand eines Mannes, der nimmer zuläßt, daß eine große Nation unter Wehklagen von der Erde vertilgt werde.“

„Der römische Kaiser weiß, daß der böhmische Kronprinz ein Kind, und daß es gefährlich ist, ihm der Herrschaft Flammenwagen anzuvertrauen.“

„Rathgeber und Vater wird ihm Rudolph selbst sein! O säumet nicht für das Wohl von Millionen zu sorgen! Verachtet nicht der Nationen Dankbarkeit, welche der kostbarste und glänzendste Stein in der Fürstenkrone ist! Fürst, Markgraf! Gebt den Kronprinzen heraus, heute, jetzt in dieser nächtlichen Stunde! gebt ihn heraus, und wahret Euch vor dem Tage des Zwanges!“

„Des Zwanges!?“ rief Otto, und alle Dämme durchbrach sein wogender Zorn. — „Wer wagt es den Beherrscher Brandenburgs, wenn er sein gewichtiges Schwert zückt, zu zwingen?“

„Wohlan, Markgraf!“ sagte das Mädchen ebenfalls mit erhöhter Stimme und hielt ihm den kaiserlichen Brief vor die Augen; „leset diesen Brief, und bedenket, ob Euer Schwert genug scharf und gewichtig ist wider den böhmischen Kronprinzen, wider dieses Kind!“

Otto von Brandenburg entriß ihr den Brief, und verschlang seinen Inhalt bei dem matten Licht der Lampe. Er riß sich mehrmals los, und mehrmals schloß ihm ein heftiger Krampf die Finger, so daß zu befürchten stand, er werde den Brief zerreißen. Und als ob seine Hände die große Wucht dieses Briefes nicht länger ertragen könnten, ließ er ihn auf den Tisch fallen, und durchschritt im Aufbruch aller Gefühle und Sorgen das Schlafgemach. Endlich blieb er vor Wenceslawa stehen und heftete seinen wilden Blick auf ihr ruhiges, aber muthiges, unerschrockenes Auge. „Brüste Dich nicht, Mädchen!“ hub er endlich an, „brüste Dich nicht, daß Du den Otto von Brandenburg überwunden hast! — Geh! am frühen Morgen mögen die böhmischen Boten kommen!“

„Und ein sternenheller Himmel!“ rief Wenceslawa jubelnd auf, „beleuchte von heute an bis zum Grabe Eure Lebensbahn!“ Hierauf entflog sie wie ein Pfeil durch die niedrige Thüre, und das schnelle Zufallen der Schläffer verrieth, daß sie aus den markgräflichen Gemächern, wie am Tage, den Ausgang zu finden wußte.

## 3.

Auf dem Plage zu Bittau war ein großes Getöse und ein ungewöhnliches Zusammenströmen des Volkes. Schnell wie das Echo in den Gebirgen hatte sich der freudige Ruf durch alle

Häuser verbreitet, daß der Kronprinz Wenzel aus den vormundschaflichen Banden erlöst, in der nächsten Stunde in sein Vaterland zurückkehren werde. Die Einwohner von Bittau kannten ihn so wie jedes andere Stadtkind, und seiner Anmuth, Güte und Freundlichkeit wegen ward er von Allen ungemein geliebt. Alle wollten noch einmal sein theures Antlitz sehen und ihm das letzte: „Lebe wohl!“ zurufen.

„Ist es wahr?“ fragte der Bürger Erpota im Begegnen den Kirchendiener Nofek, daß der Kronprinz uns verlassen wird?“

„Es heißt so,“ entgegnete der Kirchendiener, „doch ich glaub’ es nicht. Der Herr Markgraf kam erst gestern in der Nacht an, und wird sich schwerlich gleich auf den Weg begeben.“

„Der Kronprinz soll allein reisen,“ sagte Erpota.

„Das glaub’ ich ebenfalls nicht,“ erwiderte Nofek. — „Was für ein Vormund oder Pfleger vater wäre das, der ihn nicht bis zur Schwelle seines väterlichen Hauses begleiten würde?“

„Meinst Du nach Prag?“

„Sei’s wie immer, ich muß erfahren; denn ich möchte einmal sehen — nämlich den Kronprinzen Wenzel! Er ist so gutherzig, — das Lamm ist gegen ihn ein Wolf!“

„Ich weiß, ich weiß!“ brüstete sich Nofek, „bei mir in der Klosterzelle war er wie zu Hause. Wenn er fünf oder sechsmal des Morgens bei der heiligen Messe am Altare gedient hatte, kam er hungrig zu mir und sah sich nach einem Frühstücke um, obwohl es oft zu armselig für seinen fürstlichen Magen war. Und er konnte dabei reden, meiner Frau! vielmal ließ er sich mit mir altem Stocke so tief in ein Gespräch ein, daß ich glaubte, mein dummes Hirn liege vor ihm ausgebreitet und daß er die Weisheit aus ihm herausziehe, von welcher ich mir mein Lebtag nichts träumen ließ!“

„Ja wohl!“ bestätigte Erpota, — „es ist zum Verwundern, was für einen großen Scharfsinn ein solcher Fürst mit sich auf die Welt bringt! — Einmal — es war damals, als er noch nicht so gebunden war und mit unseren Buben auf den Gassen herumtrieb — es brach plötzlich ein furchtbarer Sturm los, Gußregen, Hagel, Blitz und Winde tobten durch einander, daß es ein Graus

war! Durchnäßt und vor Kälte steif, stand er dort unter meinem schmalen Vordache, um sich so vor dem Regen zu schützen! Ei, Kronprinz Wenzel! ruf ich ihm aus meinen kleinen Fenster zu, kommt doch weiter! erwärmt und trocknet Euch! — und er trat in die Stube, und während er seine Wollmütze auf den Nagel hing, fragte er wie sich selbst, was doch der Blitz wäre? — Der Blitz, entwortete ich ihm darauf, — und ein jeder gewöhnliche Mensch würde an meiner Stelle so geantwortet haben! — der Blitz ist ein Marmorkeil.“

„Gut!“ lobte Nofek, „ein Marmorkeil. Nun und was sagte er dazu?“

„Ein wenig nachdenkend schüttelte er mit dem Flachskopfe. Darauf fing er zu reden an. — Doch Nachbar Nofek! Du hast als Kirchendiener im Kloster unter den Mönchen manche Feiertagsgespräche behorcht, aber so Etwas hast Du Dein Lebelang nicht gehört. Mir wackelte dabei das Gehirn.“

„Nun, wie hat er sich verlauten lassen?“ fragte Nofek mit Ungeduld.

„Das weiß der wunderbare Gott! er redete Etwas von der Allmacht der Natur, von der Sonnenhitze, vom Schwefel, von der Ausdünstung und von der Fruchtbarkeit der Welt: aus dem Feuer, der Luft, dem Wasser und aus der Erde hat er Dir den Blitz zusammengesetzt und geschaffen!“

„Siehst Du!“ rief Nofek triumphirend aus, „und doch glauben es Manche nicht, daß ihm in der Nacht ein Engel vom Himmel erschienen ist, der ihn tief unterrichtet hat. Poß Tausend, Heiden und Ketzer! und diesem himmlischen Zögling sollte ich nicht: geh’ mit Gott, sagen? — Komm mit in die Burg, dort erfahren wir die Wahrheit.“

„Mag er mich bemerken oder nicht,“ sagte entschlossen der Bürger Erpota, „aus vollem Halse werde ich Lebewohl rufen.“

Hierauf entfernten sich die Verehrer des Kronprinzen mit schnellen Schritten. — Zwei Knaben voll Feuer und Eifer kamen zusammen, nachdem sie sich wie zwei Verschlinge durch die älteren Leute durchgewunden hatten.

„Ist es wahr, daß er König in Böhmen wird?“ fragte der Erste den Zweiten.

„Ein König wird er,“ versicherte dieser; „er bekommt eine goldene Krone, und wird auf einem Diamantenthron sitzen.“

„Wer hätte das gedacht, als er sich mit uns herumjagte?“

„Das macht, weil er der Sohn eines Königs ist.“

„Meiner Treu, gleich möcht' ich mit ihm ziehen auf die silberne Burg.“

„Carifari! was denkst Du? jetzt werden lauter Ritter und Bischöfe mit ihm wohnen.“

„Schau, Schau, wie es durch einander wogt? — Hörst Du das Geschrei? Jetzt führen Sie ihn? Die Reiterei bahnt ihm den Weg. Komm, springen wir auf dieses steinerne Geländer, damit wir ihn sehen, wenn er zu Fuß geht.“

Schnell wie Genssen standen sie oben, wobei der Erste eine Heiligenstatue umfaßte. Fürst Wenzel war in der That schon aus der Burg, aus seinem fünfjährigen Kerker getreten, und vor ihm, hinter ihm, und zu beiden Seiten drängte sich eine große Menge Volkes, alt und jung. Aller Blicke hingen an seinem Gesichte, und mit tausend Zungen wurde bald: Lebwohl! bald: sei mit Gott, bald: es lebe Wenzel, Böhmens Kronprinz! geschrien und gerufen. Bei diesem Drängen und und Wogen dauerte es natürlich sehr lange, ehe der Zug durch die Burggasse auf den Stadtplatz gelangte.

Hier aber, bei den Statuen der Heiligen, wo der Stadtplatz zu einem etwas erhöhten Hügel hinanwuchs, erschien Wenceslawa; hinter ihr, der Blaffen und Berweinten, eilte mit verfolgenden Schritten ihr Vater, der greise Brodin.

„Steh', scheues, flüchtiges Mädchen!“ rief er ihr mit zürnender Stimme nach. — „Was fliehst Du, als ob Dich ein Geist um Mitternacht aus dem Todtenhof triebe?“

„Ja ja, Vater!“ seufzte Wenceslawa mit überschwerem Herzen. „Ein Todtenhof wird jetzt Bittau's Burg sein und die Geister der Mitternacht werden Euch von da fortreiben! Hier, Vater!“ bat sie kindlich, „hier laß mich warten! hier trennt sich mein Auge auf ewig, ach! auf ewig von ihm.“

„Warum hier, warum nicht auf der Burg,

und warum jammerst Du, da Alles über seine Befreiung jubelt? Gönnst Du ihm nicht des Himmels klare Wölbung?“

„O Himmel!“ rief Wenceslawa, den thränenden Blick und ihre blutende Seele zum Himmel erhebend: „zieh Dein schönstes Gewand an, und gib ihm Deinen beseligendsten Stern auf seines Lebens Bahn mit!“

„Du hast mehr, als mir lieb sein darf, an seiner baldigen Befreiung gearbeitet: und jetzt, da er in Freiheit ist, da er in sein Vaterland, in sein Prag, in sein Paradies geht, zerfließest Du in Thränen?“

„Ich wähnte, theurer Vater, daß mein gestählter Geist diesen Schmerz überwinden werde; aber wehe, wehe mir, Gott schuf mich ein schwaches Mädchen und ließ diesen hundertarmigen Schmerz über mich siegen!“

„Wahnwitz blickt Dir aus den Augen.“ —

„O wäre ich doch wahnwitzig, Vater!“

„Du bist's, Unglückliche! Deine Seele ist voll des höllischen Feindes! — Folge mir in die Burg! Das Volk sieht sich nach Dir um, es schaut, o großer Gott! auf Deine Wuth, auf Deinen Wahnsinn!“

„Ich bin ja ruhig, guter Vater! Nur diese wenigen Augenblicke, und der himmlische Friede kehrt wieder in meine Seele zurück, und eine männliche Kraft, ein vielgeprüfter Sinn wird sie wieder beherrschen. Ich war lange an ihn gewöhnt, ich liebte ihn wie meinen Bruder, in Träumen habe ich ihm gedient, und wann zur Nachtzeit mich des Herzens Bangen von dem Lager scheuchte, habe ich ihn dort auf der himmlischen Burg in den Sternen gesucht. Und ich fand ihn auf meinem trüben Sterne betend in heiliger Verkörperung, und ich schwang mich auf leichten Schwingen dorthin empor, kniete neben ihm und betete für sein Heil. — O nicht wahr, Vater, für ihn zu beten ist Deiner Tochter erlaubt? mit ihm auf dem trüben Stern zu knien — Stärke dein Mädchen, dreieiniger Gott! Hier kommt er. Vater, Vater! zum letztenmale werde ich ihn sehen!“

(Fortsetzung folgt.)

## Gedichte von Kurt Steller.

## I.

Wißt ihr, was die Lerche saget,  
Wenn sie in die Luft sich schwingt?  
Was die Nachtigall dort klaget,  
Deren Sang im Wald erklingt?

Wißt ihr, was mein Herz geplaudert,  
Wenn es freudejubilend schlägt,  
Oder wenn's zusammenschaudert,  
Kaum die müde Brust bewegt? —

Nein! ihr wißt es nicht, ihr Thoren,  
Die ihr meine Liebe schmäht,  
Euch bleibt jeder Klang verloren,  
Der im Perikon nicht steht.

Lernet aber lieben, scherzen  
Und ihr lernet dann auch bald,  
Was da plaudern warme Herzen,  
Was im Walde wiederhallt.

## II.

Wenn in stiller Abendstunde  
Sich die Sonne niedersenkt,  
Und der Sonnengott die Rose  
Zu den Meeresfluten lenkt.

Wenn der Mond so sanft und stille  
Mit dem milden blassen Schein  
An den dunkeln Himmel wandert  
Unter tausend Sternelein.

Dann zerspringt die harte Rinde,  
Die mein armes Herz umschließt,  
Und aus tausend offnen Wunden  
Warmes Herzblut sich ergießt.

Dann gedenke ich der Tage  
Jener woanevollen Zeit,  
Wo von Liebchens süßen Lippen  
Ich einst schlürfte Seligkeit.

Wo wir beide fest umschlungen  
Schauten zu dem Monde auf,  
Und mit selzigem Entzücken  
Folgt' jener Sterne Lauf.

Doch, die Tage sind entschwunden,  
Und entschwunden ist mein Glück,  
Und es blieben nur die Sterne  
Und der blasse Mond zurück! —

## III.

Unter einer alten Eiche,  
Abgeschlossen von der Welt,

Unter mir das Moos, das weiche,  
Ueber mir das Himmelzelt,

Sag ich liebeklagend neulich,  
Denn das alte, tolle Herz  
Fühlte wieder — unverzeihlich! —  
Jenen alten Liebeschmerz.

Und ich seufzte und ich klagte,  
Wie in alter Jugendzeit,  
Wo das Herz, das unverzagte  
Sich noch falscher Hoffnung weih't.

Neue Hoffnung, neue Freuden  
Weckten mich im heitern Tanz,  
Ich vergaß die alten Leiden  
Und den alten Hirlesanz.

Wollte wieder, lieben, lachen,  
Wie ein jugendlicher Held,  
Wieder zarte Lieder machen  
Von der schönen Liebeswelt.

Doch, da fiel vom höchsten Gipfel  
Mir ein kleines Eichelein,  
Grab' auf meinen Nasenzipfel  
Auf das harte Nasenbein. —

Habe Dank Du alte Eiche,  
Hast plausibel mich belehrt,  
Bin aus meinem Zauberreiche  
Zur Vernunft zurückgekehrt.

Mit der aufgeschwollnen Nase  
Bei der schauerhaften Pein,  
Wird die schwärmende Erstase  
Jetzt wohl bald vergessen sein.

## IV.

Was zittert Dir die Thrän' im Auge,  
Was schauest Du, so trüb und bleich',  
Wenn ich mit meinem bittern Lachen  
An Deinem Haus vorüber schleich'!

Denkst Du, daß jene heiße Liebe  
Noch immer in der Brust mir brennt;  
Und bist Du dennoch nicht zufrieden,  
Obgleich man „gnäd'ge Frau“ Dich nennt?

Was zittert Dir die Thrän' im Auge,  
Was schauest Du so bleich und trüb'?  
Hat denn die gnäd'ge Frau noch immer  
Den armen, franken Dichter lieb? —

## V.

„O gnäd'ge Frau, ich freue mich  
Unendlich, Sie zu seh'n,  
Ist mir die Frage wohl erlaubt,  
Nach Ihrem Wohlergeh'n,“

„Ich danke sehr, mein lieber Herr,  
Ich bin gesund und froh,  
Und meinem lieben, guten Mann,  
Dem geht es ebenso!“

So sprachen wir, mein Lieb und ich  
Auf einer Soirée,  
Doch wurde sie ganz blaß und bleich  
Und mir that's Herz so weh'.

### Ein Beitrag zur Charakteristik der Jesuiten.

**F**rancis Delorne zu Toulouse gehörte zu den angesehensten Kaufleuten daselbst. Er genoß die allgemeine Achtung nicht bloß wegen seines Vermögens, sondern auch wegen seines Charakters. Er war ein Mann von der gewissenhaftesten Rechtlichkeit, von ungeheuchelter Frömmigkeit, ein Menschenfreund, der sich der unverschuldet in Armuth Gerathener, der Siechen, Wittwen und Waisen werththätig annahm, ohne damit zu prunken, und sich nach Beendigung seiner weitausgebreiteten Geschäfte nirgend glücklicher fühlte, als im Kreise seiner Familie und weniger bewährten Freunde. Seine Familie bestand aus einer verständigen anspruchlosen Gattin, aus zwei liebenswürdigen Töchtern, die unter der mütterlichen Aufsicht zu holden Jungfrauen herangewachsen waren, und aus einem Sohn, Heinrich, der, nachdem er die Handlung erlernt, im Comptoir des Vaters, nebst Anderen, den Geschäften eines Handlungscommis vorstand. Als der Erstgeborene war er von den Eltern, hauptsächlich aber von der Mutter, gewissermaßen verzogen worden, und hatte sich, lebhaft und leichtsinnig, in früheren Jahren mancher kleiner Verirrungen schuldig gemacht; sie waren von Delorne zwar mit väterlicher Nachsicht aber doch strenge gerügt worden, und er hatte seinen Sohn von Lion, wo er in einem Handelshause servierte, wieder zu sich genommen, um ihn desto genauer in beständiger Obhut zu behalten. Er hatte auch die Genugthuung, daß sein Sohn alle die in der Fremde angenommenen bösen Gewohnheiten ablegte, und er ihn wegen seines Fleißes und Gehorsames, seiner Pünktlichkeit in den Geschäften und kindlichen Liebe, sein ganzes Vertrauen schenkte.

Im Jahre 1819 hatten sich in Toulouse auch die Jesuiten eingefunden, doch wagten sie es noch nicht, unter ihrem wahren Namen aufzutreten und nannten sich Missionaire. Es gelang ihnen

durch ihre Kunstgriffe und verschmitzte Intriguen, sich dort einen bedeutenden Anhang zu verschaffen; es lag ihnen sehr viel daran, Herrn Delorne für sich zu gewinnen, da er zu den reichsten und angesehensten Männern gehörte; alle ihre Bemühungen scheiterten aber, er hegte Mißtrauen gegen ihre zur Schau getragene Frömmigkeit und sein Haus blieb ihnen verschlossen.

Um diese Zeit wurde Herrn Delorne aus einem Comptoir eine Rolle von hundere Louisd'or entwendet. Wie und auf welche Weise blieb ihm, trotz alles Nachsinnen und Nachforschens, ein unauflösliches Räthsel. Den Verlust würde er wohl noch verschmerzt haben, aber es war für ihn weit wichtiger den Thäter, wegen der Folgen, zu ermitteln, und er machte daher der Polizeibehörde davon sogleich Anzeige, und versprach dem Entdecker des Diebes eine sehr ansehnliche Belohnung, ein großer Sporn für diejenigen, welche die Verbrechen zu ermitteln suchen. Sie gaben sich alle ersinnliche Mühe, auch diesem Diebe auf die Spur zu kommen; aber alle ihre Bemühungen blieben erfolglos. Darüber waren sechs Monate verfloßen.

Nach Verlauf dieser Zeit besremdete es seiner Familie und Jedem, daß Delorne seine Ansichten über die Missionaire so auffallend geändert hatte. Er, der sich früher sogar öffentlich gegen sie ausgesprochen, und vor ihnen gewarnt, äußerte nun nicht nur, wie er, da er sie näher kennen gelernt, eine bessere Meinung von ihnen hege, er erlaubte sogar einen Abbée den Zutritt in sein Haus, und unterhielt sich oft mit ihm unter vier Augen.

Seine Gattin hingegen, die seine früheren Ansichten über die Missionaire getheilt, hegte noch immer das alte Mißtrauen, und das schleichende heuchlerische Wesen des Abbées war ihr im hohen Grade zuwider. Anfänglich unterdrückte sie zwar ihren Widerwillen, in der Hoffnung, ihr Gatte werde bald von selbst von seiner günstigen Meinung für diese Missionaire, wieder zurückkommen; da jedoch durch die häufigen Besuche des Abbées

gewissermaßen das Gegentheil erfolgte, beschloß sie ihrem Herzen Luft zu machen, und ihm ihre Besorgnisse offen zu äußern.

Dies geschah eines Abends in Gegenwart ihrer drei Kinder, und sie schloß mit den Worten: „mich befremdet Dein Benehmen um so mehr, lieber Delorne! Da Du sonst immer in allen Deinen Handlungen eine große Consequenz zu beobachten pflegst und mir Deine jezige Vorliebe für die Missionaire gegen Dein früheres so laut ausgesprochenes Urtheil und die Vorsicht, sie Dir stets drei Schritte vom Leibe zu halten, mir doch nichts weniger als consequent erscheint.“

„Bei diesem Vorwurf, liebes Weib!“ versetzte Delorne, „mag ich nicht länger verschweigen, was für eine Bewandniß es mit meiner Sinnesänderung hat. Warum soll ich auch ein Geheimniß daraus machen. Es gereicht ja den wackern Missionairen zur Ehre. Du wirst Dich erinnern, wie vor einiger Zeit der Abbé sich bei mir melden ließ, weil er eines Geschäftes wegen mit mir Rücksprache zu nehmen wünsche. Du weißt, wie mir dies gar nicht angenehm war, aber ich konnte ihn doch den Besuch nicht verweigern, da ich als Kaufmann Jeden sprechen muß, der Geschäfte mit mir abmachen will. Ich bestimmte ihm also die Stunde, wo ich seiner erwarten würde. Er stellte sich ein, und bat mich, ihm unter vier Augen Gehör zu schenken. Ich führte ihn in das Nebenzimmer des Comptoirs und er begann nun ohne lange Einleitung: es sind Ihnen aus ihrem Comptoir vor mehr als sechs Monaten hundert Louisd'or entwendet worden, mein Herr! Alle noch so sorgfältigen Nachforschungen der Polizei haben den Thäter nicht entdecken können. Was aber der weltlichen Behörde unmöglich geblieben, das hat die Religion bewirkt, deren Diener wir sind. Der des sich dieses Diebstahls schuldig gemachte Sünder ist von uns, durch unsere frommen Vorträge und Predigten, zur Erkenntniß gekommen. Er hat sich in den Schooß der Kirche geflüchtet, uns sein Verbrechen im Beichtstuhle gestanden und aufgetragen, Ihnen die Hälfte des Entwendeten wieder zuzustellen, wobei er es auf das Schmerzlichste beklagt, den Ueberrest bereits zur Bezahlung dringender Schulden verwendet zu haben, weshalb er sich außer Stande befindet, Ihnen das Ganze zu ersetzen. Bei diesen

Worten gab mir der Abbé funfzig Louisd'or. Kann ich nun wohl noch. —“

„Der nichtswürdige Schurke!“ unterbrach ihn der Sohn mit zornglühendem Gesicht, und stürzte dann vor dem Vater auf die Knieen. „Ich, ich bin der Dieb gewesen!“ rief er aus: „Schulden, die ich in Lion gemacht, zwangen mich zu diesem Verbrechen. Meine Gläubiger quälten mich so hartherzig und drohten, sich deshalb an Sie zu wenden, daß ich, um dies zu verhüten, in der Angst diesen Diebstahl beging, mit dem festen Vorsatz, es wieder gut zu machen. Durch Sparsamkeit und ein ohne Ihr Wissen unternommenes glückliches Geschäft, hatte ich die volle Summe erspart, und sie dem Abbé im Beichtstuhl mit der Versicherung meiner tiefsten Reue und Zerknirschung eingehändigt, um sie Ihnen mit Verschweigung meines Namens zu übergeben. — Er hat die Hälfte davon behalten. Der heuchlerische Bösewicht!“

Dieses Geständniß war für Delorne eine doppelte schmerzhafteste Ueberraschung; wenn gleichsam sein Sohn sich nur aus falscher Scham eines Verbrechen schuldig gemacht, und es wieder gut zu machen gesucht hatte, so verrieth es doch, daß er noch nicht von seinem Leichtsinne ganz geheilt, noch nicht das volle kindliche Vertrauen zu dem Vaterherzen gehabt hatte, und es war ihm höchst empfindlich, daß er sich durch eine solche Spiegelfechterei eines Heuchlers hatte täuschen lassen.

Er machte seinen Sohn in der ersten Aufwallung sehr heftige Vorwürfe über sein Vergehen und stellte ihm sehr eindringlich vor, wenn er nun, nach einer solchen Erfahrung, sich nicht auf das ernstlichste bemühe, in allen Dingen offen und redlich zu Werke zu gehen, so würde er sich unvermeidlich ins Verderben stürzen, und als der Sohn ihn auf das feierlichste und unter bitteren Reuethänen gelobt, daß er nie mehr Ursache haben solle, mit Recht auf ihn zu zürnen, meinte er: „von jetzt an traue ich keinen leeren Versprechungen mehr, ich muß Handlungen sehen, seit mich der scheinheilige Missionair so nichtswürdig hat täuschen können.“

Die freundlichen Worte der Mutter suchten den erzürnten Gatten zu besänftigen, was ihr auch bald gelang. Dann sprach sie aber: „was den Abbé betrifft, lieber Delorne! so hat mich ein dunkles Gefühl immer gewarnt, ihm zu mißtrauen, und

ich habe mich nicht geirrt, aber doch nicht geahnet, daß mein Mißtrauen und meine Antipathie eine solche Entwicklung herbeiführen würden, daß durch eine unsichtbare allwaltende Vorsehung, nicht nur ein Diebstahl entdeckt werde, den kein menschlicher Verstand und Scharfsinn zu enthüllen wußte, und der, ich hoffe es zu Gott! unsern Sohn künftig von allen Abwegen abmahnen wird, und daß zugleich ein schändlicher Heuchler entlarvt und die gefährlichen Umtriebe einer Gesellschaft an das Licht gekommen sind, deren Streben nur dahin geht, den rohesten Aberglauben wieder bei der großen Masse einzupflanzen, um im Trüben zu fischen. — Was wirst Du nun mit dem Abbé thun?" schloß sie.

„Darüber bin ich jetzt, zu aufgeregt, noch nicht im Klaren;" erwiderte er: „ich muß es erst mit kälterm Blute überlegen.“

Dies that er dann auch. Der Abbé stellte sich wieder arglos bei ihm ein.

„Sie sind zuerst zu mir gekommen," sprach Delorne zu ihm: um ein Geschäft mit mir unter vier Augen abzumachen. Jetzt ist der Fall umgekehrt. Ich habe eines mit Ihnen abzumachen, und bitte Sie mir in mein Zimmer zu folgen, wo wir ohne Zeugen sein können.“

Der Abbé genügte dem Verlangen, nichts ahnend, da Delorne dieses in mildem Tone und mit scheinbar freundlichen Mienen und Blicken gesprochen hatte.

Kaum waren aber Beide allein, so änderte sich die Scene. Mit ernstern zornigen Blicken und festem Ton hielt Delorne dem Missionair die Schändlichkeit vor, die er sich mit so scheinheiliger Miene erdreht hatte, und drohte ihn, davon der obrigkeitlichen Behörde Anzeige zu machen, damit er dafür die verdiente Strafe erleide.

Der Abbé wurde leichenblaß, zitterte an allen

Gliedern und flehte fußfällig, ihn nicht unglücklich zu machen, mit dem Erbieten, das unterschlagene Geld zu erstatten.

Bei dem Schutz, den die Missionaire damals von Oben in so hohen Maße genossen, war es Delorne mit seiner Drohung nicht Ernst gewesen; er hatte den Abbé nur desto schneller zu einem Geständniß zwingen und desto mehr einschüchtern wollen. Dies war ihm gelungen, nachdem er den Entlarvten noch eine Weile mit Ungewißheit geängstigt, gab er endlich seinen dringenden Bitten nach, und versprach, die Sache nicht weiter in Unregung zu bringen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, sich nie wieder einfallen zu lassen, seine Schwelle zu betreten, und sich überhaupt keiner ähnlichen Schurkenstücken schuldig zu machen, denn in diesem Falle würde er sich an sein Wort, zu schweigen, nicht gebunden halten.

Der Missionair entfernte sich, froh, noch so wohlfeilen Kaufs davon gekommen zu sein, und um Delorne ganz zufrieden zu stellen, sandte er ihm — da er sich nicht wieder in sein Haus wagte — die unterschlagenen fünfzig Louisd'or, in der Hoffnung, ihn dadurch ganz besänftigt zu haben. Er beurtheilte ihn nach sich; aber darin irrte er. Als der Abbé nach einer Weile anfing, sich mancher verdächtiger Umtriebe zu erlauben, ließ ihn Delorne warnen, sich in Acht zu nehmen, und als er nicht darauf achtete, hielt er darin Wort, daß er das Ergebniß mit seinem Sohne, jedoch ohne sich und diesen zu nennen, als eine ihm bekannte Thatsache von dem Missionair zur weiteren Bekanntmachung erzählte. Die Folge davon war, daß der Abbé, ehe man es sich versah, in aller Stille Toulouse verließ, und sich einen anderen Ort zum Schauplatz seiner frommen Gaukeleien wählte.

R. M.

## Feuilleton.

**Bitte eines Angeklagten um Verschärfung der Strafe.** Ein mit Lumpen dürftig bekleideter schon bejahrter Mensch, war wegen Straßentheterei von einem Konstabler beim Betteln auf der Straße ergriffen worden, und stand nun vor dem Polizeigericht.

Er läugnete keineswegs die That, ein Bettler von Profession zu sein, setzte aber dann hinzu: seine rechte Hand, an der zwei Finger fehlten, empor haltend.

„Ich muß wohl betteln. Als ich noch meine gesunden Gliedmaßen hatte, konnte ich mit zwar

sauer und im Schweiß meines Angesichts mein Brod ehrlich verdienen. Ich arbeitete in einer Fabrik; nicht durch meine Schuld, sondern durch die eines andern Arbeiters, wurden mir die beiden Finger an der rechten Hand zerquetscht. Der Besitzer der Fabrik ließ mich sogleich in eine Heilanstalt bringen, bezahlte für meine Kur und Verpflegung, und als ich geheilt war, erklärte er mir, wie ich unfähig zur Arbeit, nun weiter für mein Unterkommen sorgen müsse, und gab mir noch drei Thaler. Ich suchte nun überall ein Unterkommen, aber einen solchen Krüppel konnte keiner gebrauchen. Die drei Thaler waren bald verzehrt, und nun blieb mir nichts übrig, da keine mitleidige Hand sich nach mir ausstreckte, meine zu einer kleinen Gabe auszustrecken, um nicht noch Hungers zu sterben.“

„Ihr seid freilich zu beklagen,“ sprach der Polizeirichter: „aber das öffentliche Betteln ist streng verboten und nach §. 7. steht darauf, nach Verhältniß der Art und Weise, wie man sich dieses Vergehens schuldig machte, eine Strafe von 8 bis 14 Tage Gefängniß. In Hinsicht der von Euch angeführten mildernden Umstände sollt Ihr nur mit drei Tagen Gefängniß bestraft werden.“

„Ach!“ rief der Angeklagte aus und faltete die Hände wie zu einem Gebet: „seid barmherzig, und verurtheilt mich auf zeitliches. Wenn ich nach drei Tagen wieder entlassen worden, bleibt mir doch nichts übrig, als wieder zu betteln, bis man mich auf's neue verhaftet und das Gericht mich verurtheilt, das macht nur den Richtern unnütze Mühe, wenn ich aber zeitlich eingesperrt werde, so ist für mich gesorgt, und Gott wird die Güte, die mir erwiesen wird, nicht unvergolten lassen.“

Die Folge davon war, daß sich eine mitleidige Hand gegen ihn ausstreckte. Ein wohlhabender Mann, der eine große Vorliebe für Hunde hatte, und der eine bedeutende Anzahl hielt, übertrug ihm die Aufsicht und Fütterung, dazu bedürfte er nicht der verkrüppelten rechten Hand, er konnte dies Geschäft auch mit der linken verrichten, und er bekam dafür Wohnung, Beköstigung, Bekleidung und monatlich noch einen Thaler.

J. F.

### Zur Beherzigung der politischen Pamphletschreiber und der Verfasser der Leitartikel in den Zeitungen.

Heinrich Schocke sagt in seiner Schrift: vom Geist des deutschen Volks im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. Frau 1820: „der Ge-

schichtschreiber darf sich über Erscheinungen der Gegenwart keines Vortheils vorwerfen, ohne seine Stellung mit der sehr trüglichen eines Propheten zu verwechseln.“

— 4 —

### Charade.

(Dreisyhlbig.)

Es macht zwei Drittel von dem Ganzen,  
Sein Anfang, deutlich ohne Mund,  
Den Morgen und den Abend kund,  
Dies Paar läßt wilde Thiere tanzen,  
Doch ruft es auch zu Waffenspiel;  
Dann blinken Büchsen, Schwerter, Lanzen,  
Auch mischt sich's in das Schlachtgewühl.

Die letzte Sylbe schuf Natur,  
Um Thier und Menschen zu bedecken,  
Es sucht der Letztere sie nur  
So viel als möglich zu verstecken,  
Bei Thieren sieht man keine Spur  
Von solchem ängstlichen Bestreben,  
Sie noch im Stand der Unschuld leben,  
Woraus der erste Apfelbiß  
Das menschliche Geschlecht längst riß;  
Doch wär' es nicht der Fall gewesen,  
So würde ohne Zweifel dann  
Kein Sylbenrathsel jemals lesen,  
Und Keiner strengte sich wohl an,  
Um seine Deutung zu ergründen.  
Die ersten Sylben kann man nicht  
Zu ihrem Zwecke brauchbar finden,  
Wenn an der Letzten es gebriecht,  
Verleht nur, wird trotz allem Schlagen,  
Störrisch das Paar den Dienst versagen,  
Die Milde fruchtet bei ihm nie,  
Verschont man es mit harten Schlägen,  
So giebt man sich vergeblich Müh';  
Nur dadurch läßt es sich bewegen.

Dem, den das Ganze ward verlehrt,  
Kein Rathsel, das man sagt, ergötzt,  
Um Zeit und Mühe ist es Schade,  
Die man an ihn dabei verlor;  
Er lese selbst hier die Charade,  
Nur lese Keiner sie ihm vor,  
Es wird ihn niemals doch gelingen,  
Ihn auf das rechte Wort zu bringen,  
Weiß, heißt es, wäscht man keinen Mohr.

— 4 —

Auflösung in der nächsten Nummer.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Hünze in Leipzig.